

Herrschen und Dienen.

Zur Siebenjahrhundertfeier der Geburt Zitas,
der heiligen Dienstmagd.

Düstere Erinnerungen und qualvolle Vorstellungen werden aufgeweckt von diesem Wortpaar: Herrschen und Dienen. Bilder von grausam hochmütigem Wesen und von schmählischer Erniedrigung. Gedanken der Unfreiheit und der Selbstüberhebung! Das Wort vom Herrschen tönt lockend und verheißungsvoll nur für die Gewaltmenschen und die selbstsüchtigen Zuhmenschen. Das Wort Dienen aber klingt wie Erniedrigung und Bedrückung, wie Unwert und Unglück: und halb wie Verachtung, halb wie Mitleid sieht die Stimmung aus, mit der dienende Menschen betrachtet werden.

In diesem Jahre 1918 werden ganze sieben Jahrhunderte erfüllt seit der Geburt einer Jungfrau, die von ihrem zwölften Jahre bis zu ihrem Tode, 48 Jahre lang, eine Dienende gewesen ist, bei ein und derselben Herrschaft, im Hause des Herrn Pagano di Fatinelli zu Lucca. Eine aus der unzählbaren Schar der Dienstmägde — und doch ist ihr Name von Verehrung umglänzt bis in unsere Zeit gekommen: Zita, die Heilige. Das Mitleid, das wir für alle Dienenden unwillkürlich empfinden, ist hier mit Verehrung verschmolzen, und die Geringschätzung durch Bewunderung und heiligen Neid ersetzt: „Obwohl“ nur Dienstmagd, ist Zita von der Christenheit heilig gesprochen und auf weltüberragende Altäre erhoben worden.

In Wahrheit aber ist Zita erhöht worden, nicht obwohl, sondern weil sie eine wahrhaft Dienende war; eigentlich sollten ja alle Dienenden heilig gesprochen werden von der Kirche, da sie ihren eigenen Geist in ihnen erkennen muß. Und nicht weil, sondern obwohl Zita nur eine Dienstmagd war, ist sie doch eingedrungen in das schwere Geheimnis des Dienens; denn unter Knechten und Mägden ist ein wahrhaftes Dienen vielleicht ebenso selten wie unter den Herren und Herrschaften; die Namen freilich, Diener

und Dienstmagd, sind von dem großen und inwendigen Myſterium genommen, das im Dienen beſchloſſen liegt; die Darſtellung und Verwirklichung aber iſt meiſt nur ein betrübendes Zerrbild. Wie hätte es ſonſt geſchehen können, daß wir die andere Seite des Dienſtverhältniſſes als ein Herrſchen bezeichnet haben, daß wir Herrſchen und Dienen wie Zwillingsbegriffe behandeln? Den Dienenden, wie ſie die Welt zumeiſt ſieht, ſtehen allerdings Herrſchende gegenüber, und das mit Recht, ſie verdienen nichts Beſſeres; auf ihr Dienen antwortet man dadurch, daß man ſich bedienen läßt. Das iſt nun freilich etwas ſo Unwürdiges, daß der Gottmenſch ſich feierlich dagegen verwahrte: „Ich bin nicht gekommen, mich bedienen zu laſſen, ſondern ſelber zu dienen.“ Dem Dienen, wie er es geliebt hat, ſteht dann aber auch nicht mehr ein ſich Bedienen laſſen gegenüber, ſondern wiederum ein Dienen.

Das Dienen, wie es Chriſtus gemeint hat, iſt nicht eine Schickſalnotwendigkeit oder ein Zufall der Geburt, auch nicht ein ſoziales Verhältniß, ein geſellſchaftlicher Rang oder ein Arbeitsvertrag, ſondern eine freie, inwendige und geiſtige Gefinnung; freilich von ſo reichem und eigenartigem Gehalt, daß es ſchwer iſt, ſie in ihre Grundbeſtandteile zu zerlegen und zu beſchreiben. Wir haben aber glücklicherweiſe helle und ſtrahlende Urbilder dieſes Dienens vor Augen, von Chriſtus und ſeinen Nachfolgern geſchaffen; denn die Geſchichte ſeiner Religion iſt nicht arm an Dienenden, wie er ſie wünſchte, und wie die Sehnsucht der Menſchheit ſelber ſie ſich erträumte, wenn ſie über den armſeligen Beſehl und Erſatz des Dienens weinte, wie er landauf landab zu allen Zeiten in Gebrauch war. Ja dieſe Sehnsucht hat auch ſelbſt dichteriſche und doch wahre Vorbilder dieſes echten Dienens geſchaffen, indem ſie die Berichte von den heiligen Dienſtboten des Chriſtentums ausgeſtaltete und die Lücken der geſchichtlichen Überlieferung ausfüllte, und zwar ſinngemäß und ſilgerecht ausfüllte. So iſt es auch mit Zita, der Dienſtmagd des 13. Jahrhunderts, gegangen. Wie ſie wirklich geweſen iſt, können wir aus den ſpärlichen Berichten der Geſchichte nur ſehr ungenau und nur in allgemeinen und äußerlichen Umriffen feſtſtellen. Aber wie ihr Bild in der freudig ergriffenen Seele des chriſtlichen Volkes ſich ſpiegelte, oder vielmehr wie das chriſtliche Gemüt ahnend und verlangend den heiligen und echten Dienſtwillen ſich vorſtellt, das wiſſen wir wohl, und das iſt auch genug; denn dieſes Bild, das die Kirche als Maßſtab an alle Dienenden anlegt, iſt ein Werk des heiligen Geiſtes, eine lebendige, in untrüglicher Überlieferung geſchaffene Aus-

legung des Wortes Jesu: „Wer unter euch der erste sein will, der sei euer Diener!“

Das Dienen als inwendige Gesinnung, als Dienstwillen, bedeutet unzweifelhaft eine Hingabe, ein Schenken; es ist ein Wille zur Sache, zum Wohl und Nutzen eines andern; es will nicht für sich selber leben und wirken, sondern für einen andern. So enthält es also immer als innersten Kern die Liebe; ohne Liebe ist ein wahrhaftes Dienen unmöglich. Deutlich tritt dieser Kern zutage in dem Dienst, den das Kind empfängt von der Mutter und selbst auch von der alten, treuen Magd, die in der gleichen Familie im Laufe langer Jahre ein Geschlecht ums andere auf ihren Armen trug. Das Dienen enthält sogar das beste und feinste Erzeugnis der Liebe, ihre edelste und deutlichste Entfaltung und Offenbarung: das reine, selbstlose Wohlwollen. Darum kann der Maßstab, nach dem Christus die Menschheit richten will, ebensowohl ein Dienen wie ein Lieben genannt werden: Wer den Armen, den Kranken, den Hungrigen und Bedrängten allen liebend gedient und sie dienend geliebt hat, der wird eingehen ins ewige Leben; und in der Zeit seiner ersten Apostel heißt die Liebestätigkeit gegen die Armen einfach Diakonie, ein Dienst.

Das Dienen ist aber doch nicht bloße Liebe; es gibt eine vollkommene und lautere Liebe, die keine Spur von Dienstwillen enthält. Das Dienen schließt immer eine Unterordnung in sich, es ist ein Hinaufsehen, eine Ehrfurcht und Huldigung. Der Niedere, oder der sich selbst als niedriger fühlt, dient dem, der über ihm steht, den er über sich erblickt. Das Dienen schließt eine völlige Gleichheit aus und darum kann es kein Vertrag und kein Handel sein, sonst wäre die seltene Köstlichkeit des echten Dienens eine weltläufige Sache; denn in Wirklichkeit arbeiten wir alle für einander, unser ganzes Zusammenleben ist ein unaufhörliches Austauschen und Mitteilen; wir sind eben aufeinander angewiesen; auch der selbstsüchtigste Mensch kann nur so auf seine Rechnung kommen, daß er die Interessen aller andern mitbefriedigen hilft. Aber in all dem wäre noch kein gegenseitiges Dienen, selbst wenn es aus Liebe geschähe; denn es fehlt die Unterordnung, der huldigende Aufblick. Aus diesem Grund können auch die heutigen Dienstbotenverhältnisse nichts oder nicht viel von wahren Dienstwillen enthalten; denn sie sind nur ein Arbeitsvertrag; es wird Arbeit und Arbeitskraft verkauft gegen Lohn und Unterhalt; Herrschaften und Dienstboten stehen einander völlig gleichberechtigt und gleichwertig gegenüber. Nicht als ob diese Beziehungen darum tadelnswert oder unvoll-

kommen wären; es sei nur festgestellt, daß sie mit Unrecht von alten patriarchalischen Zeiten her noch den Namen des Dienens führen und damit zu schwerwiegenden Mißverständnissen hüten wie drüben Anlaß geben.

Wie kommt es nun aber, daß gerade hochstrebende Seelen sich zum Dienen drängen, wie Jesus und seine Jünger es wirklich tun? Daß gerade die im Glück erfahrensten, die der Freude gewohnten Seelen nach dem Dienen dürsten? Wenn das Dienen reine Unterwerfung wäre, bloße Erniedrigung, einseitiges Herabsteigen, dann wäre die Ahnung von Glück und Glanz, die vom Dienen ausgeht, nicht begreiflich; es muß auch eine Überlegenheit begründen. Und in der That erhöht es die dienende Seele über den Dienstpfeifer und läßt sie auf ihn herabsehen, nicht mit einem stolz verachtenden Blick — sie wäre ja dann nicht mehr demüthig huldigende Liebe —, sondern mit dem Blick der Theilnahme, ja des Mitleids. Das Dienen in seiner lautersten Gestalt, wie etwa die von Heiterkeit und Güte strahlende Pflegerin dem Kranken und die Mutter dem hilflosen Neugeborenen dient, geht immer auf eine gewisse Hilfslosigkeit und Bedürftigkeit. Es wird herbeigerufen von Bedürfnissen, die anders nicht gestillt werden können, von der Armut, die gelindert, von dem Leide, das geträstet, von der Schwäche, die getragen werden will, von vielleicht alltäglichen und kleinlichen, aber quälenden Bedürfnissen, denen immer aufs neue geholfen werden muß. Und dieser Ruf ergeht naturgemäß an die Kraft, die Gesundheit, die Geschicklichkeit, die Unermüdlichkeit, und bringt sie damit zum frohen Bewußtsein, gesund, stark, tüchtig und hilfefähig zu sein. Er läßt den Gerufenen eine überlegene Kraft, eine geistige Rüstigkeit erleben. Selbst Gott gegenüber ist so das Dienen noch begleitet von dem Bewußtsein des Könnens, des Eigenbesizes und Eigenwerthes, den man Gott darbringt, und gewinnt daraus eine wohlthuende Frische, eine morgenthühle und weitausschreitende Gehobenheit. Erst diese Gehobenheit verwandelt den weggeworfenen Sklaven in den hochwertigen Diener, dessen Anblick nicht beleidigt, sondern mit Sicherheit und Zutrauen erfüllt. In der Stimmung des Sklaven ist nur Unterlegenheit, und eben darum muß es der Sklavhalter entrüstet ablehnen, von einem solchen Wesen irgendwelche Theilnahme oder gar Mitleid zu empfangen. Das Dienen aber ist, wie die Liebe, ein Schenken, und kann darum ohne Scham entgegengenommen werden; denn der Gebende steht im Augenblick des Schenkens immer höher; anders ist ein Geben und Empfangen nicht möglich als von oben nach unten, von der Erfüllung zum Mangel, von der Kraft zur Schwäche. Darum können

das Dienen in Empfang nehmen nicht die Herrischen, die Gewalttätigen, die Prahlerischen, sondern nur die Aufrichtigen, die sich eingestehen, daß sie eines Dienstes bedürfen, daß auch sie nach einer Geborgenheit auf tragenden Armen sich sehnen.

So ist denn eine doppelte Bewegung im Dienen: die Seele wird nach zwei verschiedenen Seiten zugleich getragen, und darin ist die ausweitende, erfüllende und beglückende Kraft des Dienens begründet. Der Dienende schaut verehrend auf zu einem höheren Wesen, in dem er überragende Werte verwirklicht glaubt, und zugleich weiß er sich imstande, diesen überragenden Werten noch etwas zu bieten, und so erwacht in ihm das Wunder des demütigen Stolzes, des Dien-Mutes, der hochgemut auf die Knie fällt, der sich selber und das eigene Dasein und Wertsein erst erlebt in dem Willen, für einen andern da zu sein. Im Dienen wird die ganze Höhe und Tiefe der Seele ausgefüllt: ihre helfende und pflegende Kraft, ihre Bereitschaft, sich niederzubeugen, sich gütig zu neigen, und anderseits auch ihre Sehnsucht, bewundern, verehren und anbeten zu können. Ein gesundes Kraftgefühl durchströmt sie im Dienen und zugleich eine süße Geborgenheit in einem überragenden Leben, an das sie sich hingeben und verlieren kann.

Die doppelseitige Bewegung, die im Dienen stattfindet, bringt es mit sich, daß der Dienstwille nicht mehr gebunden sein kann an die allzu groben mechanischen Rangunterschiede des sozialen und bürgerlichen Lebens. Zum Dienen genügt es ja nicht, daß der Dienende niedriger steht; er muß zugleich auch höher stehen und über den hinausragen, dem er dienen will; es werden also noch andere und feinere Rangunterschiede verlangt, als die äußere gesellschaftliche Schichtung sie aufweist. Indem das Christentum einen Reichtum, ja eine unerschöpfliche Auswahl solcher Unterschiede zur Verfügung stellte, hat es zum erstenmal das Dienen in seiner ganzen Reinheit und in weitem Umfang möglich gemacht, hat sogar gebieten können, daß die „Herrschenden“ seien wie die Diener der übrigen, daß die gesellschaftlich, amtlich und beruflich höher Stehenden denjenigen dienen, deren Meister und Führer sie sein wollen. Gerade der Geringste derer, die an Jesus glauben, hat nun, „auf den Namen eines Jüngers hin“, eine Würde erhalten, die verehrend und huldigend zu ihm aufsehen läßt; und wer an äußerlich bevorzugter Stelle steht, wird nun belehrt, daß seine überragenden Gaben und Mittel eben nur für andere da seien, daß also gerade er zum Dienen bestimmt und bestellt sei. So wird nun die demütige Neigung,

mit der der höher Gestellte dem Niederen dient, geradezu ein Beweis- und Prüfungsmittel für die Echtheit seines Dienstwillens; wer nicht die Kraft hat, die äußeren Rang- und Dienstverhältnisse umzukehren, der vermag überhaupt nicht zu dienen, also auch Christo nicht. Durch solche Vertiefung und Verinnerlichung der sozialen Unterschiede hat das Christentum, wo es wirklich in eine Seele einging, die Dienenden — nicht zu Herrschenden, sondern zu Dienstempfängern gemacht, hat es erreicht, daß wir hin und wieder und gar nicht so selten eine rechte und echte Zitagefinnung von Herrscherthronen herabkommen sehen, während doch sonst zu erwarten steht, daß nur im großen Volk der Dienenden die eine oder andere Zita sich finden werde.

Die freie Beweglichkeit, mit der die dienende Seele sich niederwirft vor dem Empfänger ihres Dienstes und sich zugleich über ihn erhebt, verlangt nun aber, daß sie vollkommen losgelöst ist von ihm, daß er nicht ein Teil ihres eigenen Selbst ist. Diese Losgelöstheit ist nur gegeben bei persönlich gefaßten, hypostatischen Wesen; auch das Ideal, das wir nur abstrakt, begrifflich besitzen, ist allzusehr ein Teil unseres eigenen Selbst, ein Erzeugnis unseres Denkens; wir können nicht soweit von ihm loskommen, als das Dienen es verlangt. Das Ideal muß ein fast selbstständiges Dasein gewinnen, nach Art einer unsichtbaren, unermesslich großen und selbstherrlichen, aber genau in sich abgegrenzten und bestimmten Persönlichkeit. Ein hochbegabter Mathematiker hat es an sich selbst erlebt, daß seine Begabung erst dann in freien und breiten Fluß kam, als „die Mathematik“ anfang, ihm geradezu persönlich zu erscheinen und so seinen Dienstfeier auf sich zu lenken. Und alle die großen, genialen und getreuesten Diener der Menschheit, des Fortschritts, des Staates, der Kirche, der Seelen, haben ihr Ideal erst hypostasieren müssen, oder vielmehr, ihr Ideal mußte ihnen hypostatisch erscheinen, dann erst konnten sie huldigend vor ihm niederfallen und zugleich in opfermüttiger Teilnahme, ja in hilfreichem Mitleid sich zu ihm niederbeugen. Es ist, als ob alles Persönliche überfließen müßte vom Dienenden auf den Empfänger des Dienstes: je mehr sich dieser anfüllt mit der Bestimmtheit und Würde des Persönlichen, um so entleert davon wird der Dienende, und auf der höchsten Stufe weiß er von seinem Dasein nur mehr das eine, daß es für einen andern da ist wie ein Werkzeug, wie eine Sache von vollendetster Rechtlosigkeit; ein Werkzeug besitzt ja nicht das geringste Recht, sich der Hand zu entziehen, in deren Dienst es gegeben ist: „Wir wollen also dem Herrn dienen, denn er ist unser Gott“, das ist die nicht mehr zu überbietende Vogik des Dienen-wollens.

Am reinsten muß darum das Dienen sich darstellen, wo es den Idealen gilt, die schon persönlich vor uns hintreten: Gott und seine Menschen. Freilich ist die göttliche Idealpersönlichkeit wieder so eigen und so ganz anders, daß ihr gegenüber der Dienst seine ganz besondere Eigenart hat. Unter den seelischen Elementen, die das Dienen zusammensetzen, erhält hier die Unterwerfung, das Für-einen-andern-sein, ja die werkzeugliche, von allem Eigenrecht entleerte Hörigkeit ein starkes Übergewicht. Schwerer dagegen entwickelt sich das Bewußtsein, diesem unendlich Reichen und Starken noch etwas sein und bieten zu können: von einem Wohl und Nutzen und Interesse Gottes kann gar nicht die Rede sein. Und doch ist es uns gegeben, durch unser Dasein und durch unsere geistige und sittliche Entfaltung seine Schöpfergedanken zu verwirklichen und ans Licht treten zu lassen, und so sagen wir im Anschluß an die kühne Sprache der Heiligen Schrift, wir hätten es in der Hand, ja sogar die Aufgabe und den Beruf, „Gottes Ehre zu fördern“, „seiner Ehre zu dienen“. Diese Redeweise ist schon geschickt und glücklich umgebogen zu handlichem Gebrauch für unsern Dienstwillen und unser Dienstbedürfnis; und einmal im Besitz dieser Formel schwingt sich der vor Gott hingeworfene Dienstwille auf zum heiligsten Stolz, den es je gegeben hat: Gott dienen heißt soviel wie ein König sein. Es ist die Kraft des persönlich gefaßten Gottesbegriffes, daß er einen aufrichtigen und starken Dienstwillen möglich macht. Das „Gott-dienen“ ist die den menschlichen Denkformen am besten angepaßte und darum auch wirksamste Ausdrucksform und Formel für unser Verhältnis zu Gott. Der unbefangene und ohne Scheu vor anthropomorphen Bildern denkende Mensch faßt alle seine religiösen Lebensäußerungen am liebsten als ein Dienen auf: er betet und arbeitet, geht zur Kirche, hält Fasten und gibt Almosen, um Gott damit „zu dienen“. Er nennt seine Religionsübung gerade dann, wenn sie ihren Gipfel und ihre feierlichste Höhe erreicht hat, einen „Gottesdienst“.

Was dem unsichtbaren, überweltlichen und unendlichen Gott gegenüber nur in übertragener Weise möglich ist, das ist buchstäbliche Wirklichkeit geworden, seit das Wort Fleisch geworden ist und unter uns Wohnung genommen hat. Da ist Gott in eines hilflosen Kindes Gestalt erschienen, da ist er als armer Menschensohn, als anklopfender Wanderer, der nicht hat, wohin er sein Haupt lege, unter uns gewandelt, und so ist die uralte Sehnsucht der Diener Gottes schier übererfüllt worden; es gelingt ihnen, ihn dienend zu überragen. Menschen können ihn nunmehr auf ihren Armen

und Händen tragen, können ihn pflegen und beherbergen, können ihm eine Stätte bereiten inmitten ihrer Wohnungen und in ihren Seelen. Die Menschwerdung und in ihrer weiteren Auswirkung die Eucharistie mit ihrer symbolisch bereiteten und ergreifenden Hilfsbedürftigkeit und Dienstforderung, und dann die Kirche als pflegebedürftiger Leib Christi, das alles ist der Gipfelpunkt des anthropomorphen Denkens und Handelns, zu dem Gott selbst sich verstanden hat aus Rücksicht auf die menschlichste aller menschlichen Sehnsüchte: das Dienen-wollen.

Den Menschen zu dienen ist zu einem Teil sehr leicht, weil es die Persönlichkeiten sind, die in deutlichster Losgelöstheit uns begegnen; aber andernteils ist es auch wieder sehr schwer, weil es nicht gelingen will, das überragende Ideal in ihnen zu entdecken, vor dem wir huldigend niederfallen können. Es ist auch gefährlich, weil das Bewußtsein des Werkzeuges, der Wille, für einen andern da zu sein, hier allzu leicht zu einer nichtswürdigen Erniedrigung, zu einer schmachvollen Entstellung des Dienens führt: zu Abgötterei, zu Kriecherei und hündischer Feigheit. Auf dem Boden der natürlichen Verhältnisse ist ein rechter Menschendienst etwas überaus Seltenes; selten sind die Häuser, in denen eine Zita waltet; selten sind sogar die alten treuen Diener gewesen, von denen unsere Eltern und Ahnen rühmend zu erzählen wußten. Wer kann heutigestags sich freuen, dienen zu können? Leichter hat es die Frau, Menschen zu finden, denen sie dienen darf: den Gatten, die Kinder, die alten gebrechlichen Eltern, die Kranken und Pflegebedürftigen. Der Frau ist doch meist eine Lebensstellung gegeben, die nur durch Dienen ausgefüllt werden kann, und das ist ihr Glück; denn sie bringt zum Dienen besondere Gaben und Kräfte mit auf die Welt, und also auch einen eigenen Beruf zum Dienen. Sie ist also darauf angewiesen, und wo sie nicht dienen kann, hat sie ihren besten Beruf verfehlt, und wo sie es gar verlernt hätte, da wäre ihre edelste Weiblichkeit verlorengegangen. Aber auch der Mann erleidet einen unerseßlichen Verlust, wenn er gar niemand findet, dem er dient. Es gibt aber nur wenige Berufe, die an sich schon ausgezeichnet sind durch Möglichkeiten des Dienens; der Beamte und Soldat (von altem Schlag) dient seinem König; ganz unvergleichliche Möglichkeiten zu dienen haben aber die Ärzte und Priester; ist es nicht vielleicht darum, daß diese Berufe auch mit Glück und seelischer Befriedigung so überreich gesegnet sind? Aber was sollen die übrigen tun? Ein armer Mensch fürwahr ist es, dem niemand auf der Welt dient; dient! nicht bloß gibt oder hilft, aus

Vertrag oder Zwang oder auch Liebe! Erst die dienende Liebe ist es, die unser Kindesdasein ganz stillt und befriedigt. Aber der Ärmste der Armen ist doch der, welcher niemand dienen kann oder dienen will. Was bleibt ihm übrig, als sich selber zu dienen? und das ist Sklaverei!

So käme es also darauf an, wie wir dienen können und dürfen, Gott und den Menschen. Wie wir ein Volk von Dienenden werden, in dem es niemand gibt, der nur Herrschender ist. Eine Sache der Organisation, der gesetzlichen und behördlichen Einrichtung ist das nicht; hier versagt unser ausgeklügelter Fortschritt. Denn das Dienen ist ein inwendiger Geist, nicht eine gesellschaftliche Anstalt, nicht eine Form des Zusammenlebens, nicht ein soziales Gesetz; aber es sollte alle sozialen Erscheinungen beeinflussen, umbilden und veredeln, erleuchten und erwärmen; das Dienen ist eine Gesinnung, die etwas anderes ist als Liebe, Gerechtigkeit, Bescheidenheit und Selbstlosigkeit; es hat Ähnlichkeit mit all dem, und ist doch davon verschieden; ist etwas Eigenes und doch Allgegenwärtiges, weil es alle edlen und sogar heldischen Regungen der Menschenseele in sich aufzunehmen vermag. Ja selbst die Religion beherbergt es unter seinem weiten Dach; im Dienen berühren sich die Religion und Sittlichkeit zu allernächst; da erscheint die religiöse Tat ohne weiteres als ein sittlicher Dienst, ein Gottesdienst, und die sittliche Tat des Dienens trägt religiöse Farben und einen Heiligenschein um ihr Haupt; sie gibt den Beziehungen zum Menschen eine religiöse Weihe, macht sie still und innerlich und innig wie ein Gebet und feierlich wie einen Kult. Darum eben ist das Dienen so gefährdet und verliert schnell seinen sittlichen Wert und seine keusche Lauterkeit, wenn es irreligiös wird, wenn es nicht aus Gott und von Gott zu den Menschen kommt: „Du sollst den Herrn, deinen Gott, anbeten und ihm allein dienen!“ Schwerste, ja unlösbbare Aufgabe und Not wäre also unser Dienen-wollen, wenn es zu Gott nicht gehen könnte und zu den Menschen nicht gehen dürfte.

Aber seit Gott herabgestiegen ist in Menschengestalt, ist es nicht mehr schwer, Gott zu dienen, buchstäblich wie ein Knecht und eine Magd. Schon auf die erste Ankündigung seiner Ankunft hin hat eine, die tiefer geschaut hat als wir alle, mit zufriedennem Aufatmen gesagt: „Siehe, ich bin die Magd des Herrn.“ Und seit in Jesus der Mensch hinaufgestiegen ist über alle Himmel und erhöht wurde zur Rechten Gottes, ist es auch nicht mehr schwer, dem Menschen zu dienen. Seit ein Stern göttlicher Wunder über dem Menschen steht! Es ist eine tiefsinnige Legende, daß im

Augenblick, da die Magd Zita starb, ein Stern über Vucca erschien, mitten im Mittagsglanz. Ohne Abgötterei und Erniedrigung können wir nun dem Menschen dienen. Ja selbst die Herrschenden, diese wahrhaft und wirklich Enterbten, die durch Geburt oder Gesetz vom Dienen ausgeschlossen scheinen, dürfen nun dienen; ja gerade sie sind dazu eingeladen und berufen, die Träger von Gold, Weihrauch und Myrrhen. Allüberall in Städten und Vorstädten, in Hütten und Höhlen können sie „ein Kind und seine Mutter“ finden, vor denen sie dienend niederfallen können, weil ein winkender Stern darüber steht und ihnen sagt: Ecce Homo! Siehe der Knecht und die Magd Gottes! Und ihr sollt ihnen wiederum ein Knecht und eine Magd sein um Gottes willen!

Peter Bippert S. J.
